

Text THERESA BREUER

Mossul underground



Drei Jahre herrschten die Gotteskrieger des IS über die Bewohner von Mossul. Doch nicht alle hielten sich an das Verbot von Musik, von Haarschneiden, von Bildern. Jetzt, nach der Befreiung der Stadt, wagen sich Mossuls heimliche Rebellen wieder ans Tageslicht. Wie haben sie die Zeit erlebt – und wird ihr Leben je wieder normal?



Menschen widersetzen sich dem Rauch- und Trinkverbot. Sie widersetzen sich der intellektuellen Erstickung

Wenn Amar an das Mosul vor dem Islamischen Staat denkt, beschreibt er eine Rose. Jede Blüte habe für eine Gemeinschaft gestanden, die hier zu Hause war. Für Sunniten, Schiiten und Christen, die friedlich miteinander lebten. Eine kostbare Blume, getränkt von den Wassern des Tigris, in dem er so gerne mit seinen Freunden schwimmen ging. Doch die Schergen des Islamischen Staats hätten die Rose zerrissen, ihre Blätter verwelken lassen.

Mohammed hatte sich früher nie Gedanken über seine Stadt gemacht. Er war noch ein Kind, als der IS in Mossul einfiel. Es sollte noch ein paar Jahre dauern, bis er seine Unschuld verlieren würde.

Ameen hatte schon lange vorher eine Ahnung, dass mit seiner Heimatstadt etwas nicht stimmte. In seiner Kindheit, als er Musiker werden wollte und in ganz Mossul kein Musikgeschäft fand. In seiner Jugend, als islamistische Gruppen die Stadt mit Anschlägen terrorisierten. Und im Studium, im Jahr 2010, als er endlich einem alten Mann ein Cello abgekauft hatte und ihn bei einem Konzert bärtige Männer fragten, warum er nichts Sinnvolles mit seiner Zeit anfangen.

Amar, Mohammed und Ameen kennen sich nicht, aber sie alle eint etwas: Sie haben sich gegen den Islamischen Staat aufgelehnt, der drei Jahre über Mossul herrschte, jeder auf ganz andere Art. Jeder von

ihnen hat Verletzungen erlitten und versucht jetzt, nach der Befreiung, zu so etwas wie Normalität zurückzufinden. Wie geht das?

AUTOWRACKS UND WÄSCHE
Im Sommer 2014 war die Terrororganisation in die zweitgrößte Stadt des Iraks eingerückt, hatte die Armee in die Flucht geschlagen und ihr Regime etabliert. Viele Bewohner begrüßten die sunnitischen Islamisten. Doch erst kamen die strengen Kleidervorschriften. Das Verbot von Zigaretten, Musik, Handys. Dann die öffentlichen Hinrichtungen. Nicht alle nahmen die Unterdrückung hin. Auf ebenso vielen Ebenen wuchs auch der Widerstand. Menschen widersetzen sich dem Rauch- und Trinkverbot. Sie widersetzen sich der intellektuellen Erstickung.

Oder, wie Amar, der Langeweile.

Wer zu dem 28-jährigen Tattoo-künstler gelangen will, fährt durch eine bizarre Stadt. Im Juli hat die irakische Armee Mossul mit amerikanischer Unterstützung zurückerobert. Der Verkehr im Ostteil staut sich schon wieder, während am Straßenrand noch die Skelette ausgebombter Autos liegen. Auf den Balkonen von Häusern voller Einschusslöcher hängt Wäsche zum Trocknen. Und neben dem neuen Plakat, auf dem ein lachender Mann für Herrenkleidung wirbt, hängt noch ein altes „Toy Story“-Schild. Die Gesichter der Charaktere sind schwarz übersprüht, denn die Darstellung von Menschen und Tieren war unter dem IS verboten. Auch Buzz Lightyear ist ein Opfer der Islamisten.

Amar Hamdiyehs Tattoostudio liegt in einer kleinen Seitenstraße im Viertel Karama. Es ist nicht viel mehr als eine Einbuchtung in der Wand, heiß und stickig. Licht



Unter dem IS waren Bärte Pflicht, Rasieren tabu. Nun hat dieser Barber-shop wieder geöffnet – nur der Schriftzug ist noch übersprüht

Die schwarze Tinte sticht Amar Hamdiyeh, 28 (Mitte), direkt in die Haut. Er und seine Freunde fügen sich manchmal absichtlich Wunden zu



fällt nur durch einen Spalt in dem halb geöffneten Garagentor neben der Tür. Ein Dutzend junger Männer in Trainingsanzügen zwängt sich auf die abgewetzten Sofas im Raum. Sie zeigen einander ihre Tattoos und rauchen Kette. In der Ecke liegen Hunderte Zigarettenstummel.

Gerade sind keine Kunden da. Der Osten Mossuls wurde schon im Januar befreit, der große Ansturm auf das Studio ist vorbei. „Will jemand ein Tattoo?“, fragt Amar deshalb in die Runde. „Klar“, sagt ein junger Mann namens Danun. „Wie wär’s denn mit ‚Ich liebe meine Mama‘ auf Deutsch?“ Mit einem blauen Filzstift schreibt Amar den Satz auf Danuns Arm. Er desinfiziert weder Haut noch Maschine, sondern legt einfach drauflos. Die Nadel sticht die schwarze Tinte in die Haut, fünf Minuten später ist das Tattoo fertig.

Als der IS herrschte, musste Amar sein Handwerk verstecken. Auch Tätowierungen fielen unter das Bilderverbot. „Ich wusste, dass sie mich hart bestrafen würden“, sagt Amar, „aber was sollte ich machen, es ist nun mal meine Leidenschaft.“ Bereits mit zwölf habe er mit dem Tätowieren begonnen, inspiriert durch einen Künstler in der Nach-

barschaft. Sein erstes Versuchskaninchen war er selbst. Mit feinen Messern ritzte er die Tattoos damals. Heute ist er am ganzen Körper tätowiert. Aber sein erstes Tattoo, der rotgrüne Drache auf seinem rechten Bein, ist noch immer sein liebstes.

„TATTOOS SIND EIN GROSSES VERSTECKSPIEL“

Amar erzählt, dass er sich eigentlich den Regeln fügen wollte, als die Islamisten anrückten. „Ich dachte, sie bringen vielleicht etwas Gutes.“ Doch dann zertrümmerten die Kämpfer die Billardtische in seinem Lieblingscafé. Zwangen die Männer im Viertel, sich einmal die Woche in der Reihe aufzustellen, damit IS-Anhänger Bartlänge und Kleiderordnung überprüfen konnten. Amar und seine Freunde verloren ihre Arbeit, weil die Fabriken in der Stadt schlossen. „Mit irgendwas musste ich ja meine Zeit verbringen“, sagt er. Früher hatte er in seiner Freizeit Motorräder repariert, Handybilder mit Mädchen ausgetauscht, war im Tigris geschwommen. Nun begann er, seine Freunde zu tätowieren, heimlich, bei sich zu Hause. Fremde durften nur auf Empfehlung kommen.

Amar wirkt älter als 28, obwohl er kaum größer als 1,50 Meter

und mager ist. Viele seiner Freunde sehen müde aus und verlebt. Das, was Amar sticht, ist roh, unscharf, improvisiert. Den jungen Männern geht es nicht um feinsäuberliche Ästhetik. „Tattoos sind ein großes Versteckspiel“, sagt Amar. „Man weiß nicht, wo sie beginnen und wo sie enden, und was sie bedeuten, bleibt dem überlassen, der das Tattoo trägt.“

In einer Gesellschaft, in der ein falsches Wort den Tod bedeuten kann, sind Tattoos eine Möglichkeit, sich auszudrücken. Das Maschinengewehr auf Amars rechtem Arm: der Sound des Terrors. Der Skorpion auf dem linken: das Gift, mit dem der Islamische Staat Mossul infiziert hat. Der Totenschädel: ein Symbol für mörderische Ideologien, die in den Köpfen von Menschen überall auf der Welt entstehen.

Die Tattoos bedeuteten auch Gefahr. Es galt die Regel: Wer mit einem Tattoo erwischt wird, verrät nicht, wer es gestochen hat. Aber im Sommer 2015 bricht ein Freund das Versprechen. „Ich hatte ihm Flammen auf den Arm tätowiert“, erzählt Amar, „und der Typ geht direkt danach im Tigris schwimmen. Natürlich wurde er gesehen.“ Wenige Tage später stehen zwei Männer vor Amars Tür und befehlen ihm >



Drei Jahre Training fehlen Mohammed, 17. Er will Basketballprofi werden. Stattdessen brachte er IS-Kämpfer um

mitzukommen. Auf der Fahrt, sagt er, habe er nichts empfunden. Nur Leere. Resignation. Er wehrt sich nicht gegen die 70 Peitschenhiebe im Hinterhof einer Polizeistation. „Meinem Verräter erging es schlimmer. Der musste sich den Kämpfern anschließen und ist bei der Befreiung Mossuls gestorben.“

Die Narben der vergangenen Jahre sind deutlich sichtbar. Einige haben Amar und seine Freunde sich selbst zugefügt. Wenn sie trinken, ritzen sie ihre Haut mit Rasierklingen, über Gefühle sprechen sie nicht. Auch Amar hat frische Schnittwunden an Stirn und Bauch. „Wenn uns Unrecht widerfährt, wenden wir die Aggression nach innen“, sagt er. Einstecken war unter dem IS sicherer als Austeilen. Die Zerstörung in den Seelen Mossuls ist weniger offensichtlich als die auf den Straßen.

Nachdem der IS Amar erwischt hatte, hörte er für einige Monate auf mit dem Tätowieren. Dann machte er weiter. „Wir sind junge Männer“, wirft einer seiner Freunde ein. „Wir wollen Spaß haben und mit Frauen abhängen. Unter Isis sahen alle Frauen aus wie Ninjas.“ Wurde die Langeweile zu groß, schluckten sie Pillen, von denen sie

nicht wussten, was sie waren. Sie mischten Alkohol aus der Apotheke mit Energydrinks und wankten high durch die Straßen. Einige behaupten auch, Zigaretten geschmuggelt zu haben. „Irgendwann nimmt man eben Risiken auf sich, einfach nur, um nicht vor Langeweile einzugehen.“

Die Risiken sind für Amar auch jetzt, nach der Befreiung, nicht verschwunden. Er ist Sunnit, so wie die IS-Kämpfer, und jetzt haben wieder die Schiiten das Sagen. Ihre Milizen führen sich auf, als gehöre ihnen Mossul. Vor ihnen mag Amar das Bild von Imam Ali schützen. Es ist das einzige, das in seinem Studio hängt. Nur die Schiiten beten Ali als Nachfolger Mohammeds an, Sunniten nicht. Warum er es trotzdem aufgehängt hat? „Weil ich es schön finde“, behauptet Amar.

ER WAR 15 JAHRE ALT UND EIN GUTER SCHÜTZE

Amars Waffe war die Nadel, mit ihr bekämpfte er die Langeweile. Die Waffe von Mohammed war eine Pistole Kaliber neun Millimeter, mit ihr übte er Rache, seinen echten Namen zu nennen wäre zu gefährlich. Für die Männer in seinem Viertel, die verschwanden. Für seine Kum-

pel, die beim Fußballspielen fluchten und auf der Stelle hingerichtet wurden. Und für seinen besten Freund, den die Fundamentalisten erschossen, weil er seinen Bruder in Bagdad angerufen hatte. „Halt den Kopf unten“, hatte sein Vater ihm eingeschärft. Aber Mohammed wollte nicht zur schweigenden Masse gehören. „Ich wäre lieber in Würde gestorben.“ Also schloss er sich im Frühjahr 2015 einer Widerstandsgruppe an. Da war er 15 Jahre alt – und ein guter Schütze. Zu den Picknicks am Wochenende hatte seine Familie oft Waffen mitgenommen, man schoss zum Spaß auf Pepsidosen, ein ganz normaler Zeitvertreib in irakischen Familien.

Meshal Ghazi, 29, ist der Anführer einer der Sunniten-Milizen, der Nabi Younes Resistance Group. Früher arbeitete Meshal als Polizist in Mossul und jagte, wie er sagt, Terroristen von al-Qaida. Als der IS anrückte, musste er fliehen und baute aus dem Exil seine Truppe auf, 47 Männer, zwei Frauen. Alle seien Zivilisten gewesen. Friseur, Taxifahrer, Kellner. Mohammed kannte Meshal über seinen älteren Bruder. „Zwei Monate habe ich gebettelt, bevor Meshal mich endlich aufgenommen hat“, sagt Mohammed.

„Halt den Kopf unten“, hatte sein Vater ihm eingeschärft. Aber Mohammed wollte nicht zur schweigenden Masse gehören

Meshal und Mohammed sitzen in einem Haus, das kürzlich noch einem Isis-Emir gehörte. „Der Hundesohn braucht es nicht mehr“, sagt Meshal. Er zeigt auf die lilafarbenen Vorhänge, die mit glitzernden Perlen verziert sind, und auf das Gemälde an der Wand, das ein Fachwerkhaus an einem Flussufer zeigt. „Das ist noch von ihm“, sagt er. Aber statt der religiösen Bücher liegen jetzt Handgranaten im Regal.

Meshal erzählt, dass er sein Auto verkauft habe, um den Widerstand zu finanzieren. Seine Mitstreiter bekamen Mobiltelefone und Motorräder und sammelten Informationen über IS-Kämpfer. Wer sie waren. Wo sie sich aufhielten. Die Informationen gab er an das US-Militär weiter, das Luftanschläge flog. Zum Beweis legt er ein Papier vor, das ihn als Mitarbeiter der Koalitionsstreitkräfte ausweist.

EHER BOYBAND ALS KILLER

Die Gruppe agierte in Dreier- und Viererteams. Fiel jemand Isis in die Hände, konnte er höchstens drei weitere Mitglieder aus dem Netzwerk preisgeben. Nachts sprühten sie den Buchstaben M an Häuserwände, für „Muqawama“, Arabisch für Widerstand. Meshal zeigt Videos davon auf seinem Handy. „Eine Spielerei“, sagt er. Nicht so die wirklich wichtigen Missionen, für die er seine zwölf stärksten Männer auswählte: Sie sollten Isis-Kämpfer töten.

Mohammed sieht nicht aus wie ein Killer. Eher wie das Mitglied einer Boyband. Er ist groß und schlank, trägt zerrissene Jeans und Sneaker. Als die irakische Armee Mossul zurückerobert hatte, ist der 17-Jährige als Erstes zum Friseur gegangen, um sich einen Undercut schneiden zu lassen. Er lächelt charmant, als er sagt, dass er

seiner Familie natürlich nichts von den Ereignissen im Frühjahr 2016 erzählt hat.

Es dämmt bereits, als sich Mohammed an jenem Freitagabend auf den Beifahrersitz des rostigen Toyotas setzt und sich auf den Weg zur Moschee in Shallalat macht. Ein dritter Mann fährt mit einem Motorrad voraus. Wochenlang haben sie die Bewegungen von Abu Obeida beobachtet. Sie wissen, dass der IS-Mann jeden Freitag im Shallalat-Distrikt beten geht. Das Gebiet liegt im Norden Mossuls und ist für seinen guten Mobilfunkempfang bekannt. Bewohner, die heimlich Verwandte anrufen wollen, kamen hierher. Andere, um irakischen Sicherheitsbehörden Informationen zu geben.

Abu Obeida kam, um diese Menschen umzubringen.

Als der IS-Scherge aus der Moschee tritt und in eine Seitenstraße einbiegt, ist Mohammeds Moment gekommen. Der Toyota fährt auf einer Höhe mit Abu Obeida, macht für wenige Sekunden neben ihm halt. Dreimal feuert Mohammed seine Waffe ab, trifft ihn zweimal in die Brust, einmal in den Kopf. Dann fahren sie schnell um zwei Straßenecken und fädeln sich wieder in den Verkehr ein.

„Den Abzug zu drücken war einfach“, sagt Mohammed. Die Schüsse erlösen ihn von der aufgestauten Wut. Auf der Fahrt nach Hause habe ihn dann ein Taubheitsgefühl überkommen. Und eine Ahnung, ➤



Meshal Ghazi, 29, baute aus dem Exil Kämpfer gegen den IS auf. Auch jetzt will er sie weiter jagen und töten



**Auf dem Tahrir-
Platz in Bagdad
will Ameen
die Leute daran
erinnern, dass
es Schönheit
in der Welt gibt**

dass er etwas getan hatte, das sein Leben für immer verändern könnte. In der Dunkelheit seines Zimmers, überfällt ihn Todesangst. „Ich bekam keine Luft mehr“, sagt Mohammed. Er ruft Meshal an. „Sie werden mich finden und mir den Kopf abschneiden“, sagt er zu ihm. Die halbe Nacht versucht Meshal, den Jungen zu beruhigen. „Zwei Tage lang konnte ich nicht essen, nicht schlafen“, sagt Mohammed. Aber niemand kommt, um ihm den Kopf abzuschneiden. Am dritten Tag beginnt Mohammed, sich zu entspannen. Zwei andere von Meshals Leuten werden im Kampf gegen Isis erwischt, beide, sagt er, seien auf der Stelle erschossen worden.

Meshal wirkt nicht wie jemand, mit dem man sich anlegen möchte. Die Haare zurückgegelt, das schwarze Hemd spannt sich ein wenig über dem Bauch, wenn er sich zurücklehnt. Mit einer Handbewegung winkt er eine Flasche Red Label herbei. Er füllt sein Glas und gießt einen Schuss von dem Energydrink „Tiger“ hinzu. Für Meshal ist der Kampf noch lange nicht vorbei. „Letztes Jahr waren Tausende Kämpfer in der Stadt“, sagt er. „Die sind nicht alle geflohen oder gestorben.“ Er und seine Männer sind weiterhin auf der Jagd, sammeln Bilder von ge-

suchten Isis-Anhängern und gehen Tipps nach. Und wenn sie einen finden? „Dann bringen wir ihn um“, sagt Meshal. „Isis hat im Gefängnis nichts verloren.“

„Entschuldigung“, unterbricht Mohammed das Gespräch, „aber ich muss jetzt los zum Basketballtraining.“ Fast jeden Tag spielt er mit seiner Mannschaft, jetzt, wo er endlich wieder darf. Er träumt davon, eines Tages Profi zu werden, fast drei Jahre Training hat er verpasst. Mohammed nimmt seinen Turnbeutel in die Hand und verabschiedet sich von allen Männern im Raum mit Küssen. Auf dem Weg zur Halle fährt er an Arbeitern vorbei, die „I love Mosul“ und „Peace“ an eine Überführung malen. Die Schicht des Friedens, der Zivilisation, die über Mosul liegt, fühlt sich sehr dünn an. An unzähligen Checkpoints stehen die Milizen, die sich als Sieger fühlen, und spielen über Lautsprecher extrem laut schiitische Lieder.

Die Musik, mit der Ameen Mokdad rebellierte, war ungewöhnlich für einen klassischen Musiker. Als der Islamische Staat in Mossul einfiel, trug Ameen sein Cello auf das Dach seines Hauses und spielte die einzige Melodie, mit der er in diesem Moment seiner Wut und Ver-

zweiflung Ausdruck verleihen konnte: „Thunderstruck“ von AC/DC. Seine Waffe gegen den IS war der Bogen.

BEI BEETHOVEN BLEIBEN DIE LEUTE STEHEN

Drei Jahre später spielt Ameen nicht mehr in Mossul, sondern auf der Rashid-Straße in Bagdad, der einstigen Prachtmeile der irakischen Hauptstadt. Mit zwei befreundeten Musikern hat sich der 28-Jährige vor einem alten Kino platziert. Einst ein Ort, an dem Männer in Anzügen ihre Frauen ausführten, heute eine Autowerkstatt. „Lasst uns Bagdad etwas Glanz zurückgeben“, sagt Ameen und setzt den Bogen an, dieses Mal an einer Geige.

Sobald die erste Melodie erklingt, bleiben die Menschen stehen. Hier spielt Ameen Beethovens neunte Symphonie, eine Ode an die Freude, begleitet von einem Beatboxer und einem Studenten, der auf einer persischen Daf trommelt. Schweiß läuft den Musikern von der Stirn, es ist 50 Grad heiß, aber das macht nichts. Mit jeder Note versammeln sich mehr und mehr Schaulustige. Sie filmen mit ihren Handys, Taxifahrer hupen, Pick-up-Trucks mit bewaffneten Soldaten jubeln >

Von Kraftakt
Zu Kraftwerk



SONOS

SONOS

SONOS

Musik im ganzen Haus
mit sonos.com

SONOS
The Home Sound System



Heute wird in Ostmosul wieder gekickt. An diesem Tag, um Geld für Familien aufzutreiben, die bei der Befreiung von Mossul Angehörige verloren haben

den Musikern zu. Nach fünf Liedern beendet Ameen das Konzert. „Die Leute müssen hungrig bleiben.“

Er kennt den Hunger nach Musik zu gut. Mehr als zwei Jahre lang musste er ihn unterdrücken. Ameen war zunächst mit seiner Familie aus Mossul nach Bagdad geflohen, doch nach wenigen Monaten kehrte er zurück – zu seinem Cello und der Violine. „Ich wusste, dass der IS Musik als Teufelswerk betrachtete, aber ich konnte nicht ohne meine Instrumente leben.“

Ameen erzählt seine Geschichte im Haus eines jungen Künstlerkollektivs in Bagdad. Auf der Veranda steht eine Hollywoodschaukel, die Wände sind bunt gestrichen. Andere trinken Cola und witzeln, aber Ameen schaut ernst. Wenn er spricht, dann leise, seine Worte wählt er mit Bedacht. „Die innere Emigration war eine bewusste Entscheidung“, sagt er.

Während auf den Straßen die Schergen des IS patrouillierten, schuf sich Ameen im Haus der Familie sein eigenes Reich. Er legte Kissen im Wohnzimmer aus, hängte Gemälde an die Wand, stellte Bücher ins Regal. Ein buntes Paradies in einer zusehends düsteren Welt. In diesem Reich schrieb Ameen Geschichten

und komponierte Musik. Jede Note war für ihn ein Akt der Rebellion. „Ich fühlte mich den Barbaren überlegen, machte sie mit meiner Kunst lächerlich“, sagt Ameen.

Dann aber, am 16. Juli 2016 um elf Uhr abends, klopfte es an der Tür. „Metall auf Holz“, erinnert sich Ameen. Er lugte durch das Küchenfenster und sah einen bärtigen Mann mit Pistole in der Hand. „Öffne die Tür oder ich bringe dich um“, brüllte er, schubste ihn zur Seite und ging ins Wohnzimmer, in dem, so formuliert es Ameen, „all meine Verbrechen lagen“. Drei Stunden dauerte das Verhör. Wo ist deine Familie? Wieso lebst du hier alleine mit dem Teufel? Sie befahlen ihm, sich bei der Religionspolizei zu melden. Ameen wusste, dass der IS Menschen schon für weniger umgebracht hatte. Er kletterte aus dem Fenster und floh zu einem Onkel. Dort versteckte er sich, bis die irakische Armee den Osten Mossuls befreite.

„Kennst du das Gefühl, im Meer zu schwimmen?“, fragt er heute. „So fühlte ich mich bei der Befreiung, als würde ich schweben.“ Nach Mossul zurück will er trotzdem nicht, zu tief sitzt die Angst. „Ein bisschen verrückt bin ich schon geworden“, sagt er. Er ahnt, dass die

Kämpfe noch lange nicht vorbei sind, dass jemals wieder echter Frieden in Mossul einkehren wird, glaubt er nicht. Doch er glaubt fest daran, dass Musik gebrochene Seelen heilen kann. „Deshalb spiele ich auf der Straße: um die Menschen daran zu erinnern, dass es auch Schönheit auf der Welt gibt.“

Tattookünstler Amar, für den Mossul einst eine prächtige Rose war, will lieber nicht über die Zukunft nachdenken. Er könne sie sowieso nicht beeinflussen, er kommt aus armen Verhältnissen. Solange es genug Pillen und Schnaps gebe, solange niemand vor seiner Tür stehe, um ihn auszupeitschen, sei schon alles in Ordnung.

Mohammed wird weiter bei seiner Familie wohnen, bis er heiratet, wahrscheinlich wird er in einer Fabrik arbeiten, so wie die meisten in seinem Umfeld. „Manchmal fühlen sich die letzten Jahre an wie ein böser Traum“, sagt Mohammed im Auto, auf dem Weg zum Basketballtraining. „Aber ich bin trotzdem stolz auf das, was ich getan habe.“ Er bereue nur, nicht noch mehr Isis-Kämpfer getötet zu haben. Dann steigt er aus und verschwindet in der Halle, um zu spielen. Wie ein ganz normaler Junge. ■